



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.
Verlag von Anton Meier in Rüdelsheim a. Rh.

1917. Nr. 15

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuys.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Von dem Diener geleitet, suchte der Professor sofort sein Schlafzimmer auf. Ermüdet sank er auf einen niedrigen bequemen Lehnstuhl und während Maurer ihm ein beruhigendes Pulver mischte, beschäftigten sich Berners Gedanken mit dem Erlebten, das ihm in der gewohnten heimischen Umgebung, wie ein wüster,

Hatte er sie wirklich gesehen? Oder sollte es möglich sein, daß sein krankhaft erregtes Gehirn ein Wahngelbde für eine direkte Sinneswahrnehmung hielt? — Ja, möglich war das schon, beantwortete sich der Professor seine eigene Frage, denn Hallucinationen gab es und bei Fieberzuständen waren sie keine Seltenheit und in ihm brannte ja das Fieber, seine trockenen Lippen, die sein heißer Atem dörrte, bestätigten es ihm. Maurer hielt ihm ein großes Glas entgegen und gierig trank es der Eigende bis zum letzten Tropfen aus.

„Danke“, er wollte das Glas zurückgeben, doch seine Hand



A. u. I. Marinejüngshüben auf der Jagd nach treibenden Minen an der adriatischen Küste. Phot. Frankl.

licher Traum erscheinen wollte. Es konnte ja doch auch Wirklichkeit gewesen sein, denn an Gespinnster zu glauben, dazu wollte sich sein Verstand nicht hergeben, nein. Aber wiederum hatte er die Erscheinung doch gesehen.

zitterte plötzlich und mit Klirren fiel das dünne Gefäß zu Boden. Vorschhaft glühten die weißlichen Scherben beim Schein des elektrischen Lichtes und der Professor ließ matt den Kopf sinken. Was war er eigentlich noch? Ein alter, kranker Mann, mühs

von jahrelangem Herzleiden, nervös und mit allem fertig. Für ihn war's wohl das Beste, sich bald auf den Weg zu machen, der von der Erde hinüberführt zur Ewigkeit. Für Frau und Tochter war sein Leiden in letzter Zeit Anlaß zu ständiger Angst und Sorge. Sein Amt, an dem er mit ganzer Seele hing, das würde wohl ein anderer ebenso verstehen, gewiß sogar besser verstehen, ein jüngerer, frischerer Mann würde seinen Platz einnehmen. Vielleicht Hans Welschmann, der sein Porträt gemalt, ja, wahrscheinlich sogar der, dem der wartete ja schon so lange darauf, Galeriedirektor zu werden.

Während der Professor sich solchen Gedanken hingab, sammelte der alte Diener sorgfältig die Glascherben auf und als er damit fertig war, meinte er bittend: „Kommen Sie, Herr Professor, begeben Sie sich zur Ruhe, Sie wissen, Ruhe ist die beste Medizin für Sie.“ Und der Professor gehorchte dem Getreuen, wie ein Kind ließ er sich von ihm entleiden.

„Sagen Sie meiner Frau und Tochter, wenn sie heimkommen, nichts von meinem Anfall, es würde sie nur unnützlich erschrecken“, befahl Berner und der Diener nickte, er wußte, daß sein Herr Frau und Tochter gern eine Sorge ersparte.

„Aborigens können Sie nun gehen, Maurer, und in Ihrer Stube ein Nickerchen machen, bis der Wagen meine Damen vom Hofball heimbringt“, fuhr Berner fort und redete sich ein wenig in den frischen, kühlen Kissen, „ich will nun zu schlafen versuchen, also gute Nacht, Maurer.“

„Gute Nacht, Herr Professor“, der Diener drehte beim Verlassen des Zimmers das Licht aus und zog die Tür leise hinter sich zu.

Unruhig warf sich der Professor in dem Bette hin und her, die Erinnerung an die Hallucination, die er gehabt, wollte nicht von ihm weichen, immer wieder vermeinte er das kleine, alte Männchen zu erblicken, das ausah, als sei es im Direktorenzimmer der Galerie aus dem Rahmen gestiegen, in dem das Bild des ersten Schneidiger Galeriedirektors hing. Der Baron Thomas, oder wie er allgemein hieß, der alte Thomas. Und Todesahnungen stürmten auf den schlaflosen Mann ein. Für Frau und Tochter war ja gesorgt, wenn sein Leben verlöschte, eine Viertelmillion hatte er in Berlin auf der sicheren Spreebank deponiert, also Angst um seine Lieben brauchte er nicht zu haben. Und nun irte sein Denken wieder hin zu der Unterhaltung, die er heute mit dem Herzog gehabt. Von der Familieneitelkeit hatte der Herzog gesprochen und so getan, als glaube er nicht, daß seine Frau und Tochter nach seinem Tode sich sein Bild aus der Galerie zurückerbitten würden. Oh, da kannte der Herzog eben die beiden nicht, die beiden, die ihn liebten, deren Herz an ihm hing. Sein wohlgetroffenes Bild, das ihn so lebendig wiedergab, das würden sie beanspruchen, das war völlig sicher.

Ja, war das völlig sicher? Der einsame Mann, in dessen Adern Fieberglut brannte, verstrickte sich immer tiefer in ein Netz selbstquälerischer Gedanken.

Der Diener, dem der Zustand seines Herrn doch etwas bedenklich vorgekommen war, lauschte mit angehaltenem Atem am Türspalt. Er vernahm, wie sich der Professor unruhig im Bette wälzte und als nun gar ein banger zitternder Seufzer zu ihm drang, da öffnete er leise die Tür und fragte sanft: „Soll ich nicht lieber den Arzt holen, Herr Professor, ich laufe schnell über die Straße zu ihm, Doktor Murtag kommt sicher sofort.“

„Nein, nein“, kurz und bestimmt klang's aus dem dunklen Zimmer zurück, „ich bin ja schon im Begriff, einzuschlafen.“

Da schloß Maurer wieder die Tür. Aber trotzdem er fast noch eine Viertelstunde angespannt lauschte, vernahm er keinen Laut mehr aus seines Herrn Zimmer, der Professor schien jetzt wirklich eingeschlafen zu sein.

Am nächsten Morgen stand Alex Berner schon früh auf. Frau und Tochter ruhten noch von den Anstrengungen des Balles, da saß der Professor schon beim Frühstück. Es mußte ihm heute wieder besser gehen, wie Maurer befriedigt feststellte, denn der Professor aß scheinbar mit bestem Appetit ein paar Eier und trank mehrere Tassen Tee.

Nach dem Frühstück meinte er dann zu Maurer: „Ich muß für zwei Tage nach Berlin reisen, packen Sie mir, bitte, sogleich meinen Handkoffer, ich fahre mit dem Zehnuhrzuge.“

Maurer sah seinen Herrn sehr erstaunt an, als glaube er solch gehört zu haben, dann fragte er langsam, jedes Wort bedingend: „Sie wollen nach Berlin reisen, Herr Professor?“

„Gewiß“, schnell erfolgte die Antwort, „ich will nach Berlin reisen, respektive ich muß, es handelt sich um den Ankauf eines Bildes für die Galerie“, sagte er rasch hinzu.

„So!“ Ganz langgezogen brachte Maurer dieses „so“ hervor, „aber Sie fühlen sich doch gestern gar nicht wohl, Herr Professor und“ — er stockte eine Sekunde, um dann rasch fortzufahren: „da

wäre es doch besser, Sie schoben die Reise noch einige Tage. Er sah dabei den Professor an, als hätte er soeben eine große Weisheit verkündet. Daß er sich aber in dieser Ansicht entschieden getäuscht hatte, vertriet ihm die Antwort seines Herrn.

„Sie mühten doch eigentlich wissen, Maurer, daß sich Keiner nicht aufstehen lassen. Ganz unter der Hand habe ich einen Wink, daß ich Gelegenheit hätte, ein wertvolles Gemälde aus einer Privatsammlung zu erwerben. Wenn erst die Interessenten Witterung von der Sache erhalten, kommt natürlich zu spät.“

Schuldbewußt senkte Maurer den Kopf. Gewiß, was Professor Berner da zuletzt sagte, das hätte er wissen müssen, war er denn seit zwanzig Jahren Diener bei einem Galeriedirektor. Und ohne noch ein Wort zu wagen, ging er daran, Koffer zu packen.

Der Professor blieb allein im Esszimmer zurück. Er trank noch ein Täßchen Tee ein und las dabei ein paar Briefe, die der ersten Post bestellt worden waren.

Hinter ihm ging plötzlich die Tür, rauschten leichte Jagdgewänder und mit fröhlichem „Guten Morgen, Papa“, trat ihm seine blonde Tochter die Rechte. „Ich war eine rechtliche Schlaflerin heute“, plauderte der kleine, rote Mädchenmund dem Vater gegenüber Platz nehmend, strichen die hübsch schlanken Hände ein Brötchen. „Ich habe einen Wolfshirscherlachte Else Berner und bin mit sichtbarem Behagen in den Bad.“ „Mama schläft noch ganz fest“, berichtete sie und dann einem Gedanken erfaßt, sagte sie, den Vater besorgt ansehend: „Wie geht es dir, Papa, Mama erzählte mir gestern, daß du den Ball so früh verlässt, weil du Kopfschmerz gehabt hättest.“

„Dante, mein Kind, es ist vorüber, ich bin wieder ganz dem Damm“, er sah das reizende Gesicht ihm gegenüber an, „so wohl fühle ich mich, daß ich sogar heute nach Berlin fahren will, eines Gemäldeankaufs wegen.“

„Ah!“ Else ließ die gehobene Hand, die das kleine Brötchen zum Munde führen wollte, wieder sinken, „davon hast du ja gestern gar nichts gesagt?“

„Gestern?“ — Er schien einen Augenblick bestürzt über die Frage, doch gleich darauf lächelte er: „Ja, Fräulein, ich weiß, wie gestern wußte ich selbst noch nichts von dieser Reise, wenn ich erfahre ich es erst spät abends.“

„Das ist etwas anderes, dann bist du natürlich entschuldigt“, Else machte ein drollig wichtiges Gesicht.

„Heißen Dank!“ Der Professor verbeugte sich nedend. „Hat denn der Herr Galeriedirektor noch nicht Schätze in der Schneidiger Galerie hängen?“ forschte das junge Mädchen.

„Nein, mein Mädchlein, immer noch nicht genug und die Pändchen besitz genügend Mammon, sich noch eine Menge Schätze zuzulegen“, ein wenig abwesenden Tones sagte es der Professor und dann sprach er plötzlich und sah Else dabei ernst in die Augen: „Sag' mal, mein Kind, wenn ich sterben sollte, würdest du mein Bild aus der Galerie beanspruchen?“

„Aber Papa, wie kommst du nur darauf?“ lautete die erstaunte Gegenfrage.

„Gott, Kindchen, man kann doch nicht wissen, wie lang man lebt, — es ist ja auch nur so eine Frage“, er rühte verlegen den dem vor ihm stehenden Teller, „es ist so eine müßige deren Beantwortung von Interesse für mich ist, weil ich mit dem Herzog über dieses Thema sprach.“

„Und was sagte der Herzog?“

„Er meinte, die Familieneitelkeit sei größer als die miltienliebe, und das Bild eines Familienmitgliedes, das in Landesgalerie hängt, repräsentiere doch ganz anders, als über dem Sofa im Salon.“

Else warf in drolligem Schmollen die Lippen auf: „Der Herr Berner hat sich zwanzigmal von berühmten Malern abfonteferiert um jedem Mitglied seines Hauses ein Bild zu spenden, das der Blinde von der Farbe. Wenn man bloß ein so famosel von seinem Väterchen besitzt, läßt man das, wenn man nicht gezwungen ist, nicht in der Galerie hängen, wo es allen rigen, fremden, teilnahmslosen Menschenaugen preisgegeben und Mama denkt sicher ebenso wie ich.“ Ihre Stimme bebte wenig, als sie schloß: „Doch, wozu davon sprechen, noch ist ja bei uns, Papa, und wirst auch hoffentlich noch recht lang uns bleiben“, sie lächelte zwar, doch in ihren Augen war ein dächtiges Leuchten wie von niedergezwungenen Tränen.

Gerührt bemerkte es Professor Berner und um das abzubereiten, er wußte ja nun, was er wissen wollte, sagte leichtthin: „Wenn die Mama nicht bald zum Vorschein muß ich abschieden, ohne ihr Adieu zu sagen.“

„Vorhin schlief sie noch sehr fest.“

„Da ist's besser, sie mich zu hören, bestelle ihr mein Frühstück und ich sei übermorgen mittag wieder zurück.“

... auf, „ich will mich um zurechtmachen, mit dem Baden
 Maurer inzwischen auch wohl fertig sein.“
 „Dah ich dich zur Bahn begleiten, Papa?“ fragte das junge
 Mädchen, sich gleichfalls erhebend.
 „Nun, Else“, erwiderte er und nickte ihr freundlich zu.
 Berner hatte sich schnell angekleidet. Ein schlichtes,
 schwebendes Jackett hob die Vorzüge ihrer schlanken,
 zierlichen Figur noch besonders hervor und der große Filzhut,
 dem graziösen gelbgetönten Reiter, brachte das zarte, fein-
 gezeichnete Gesicht, um das sich das blonde Haar in tiefen Schei-
 teln, zu entzückender Geltung. Am in Arm mit ihr wanderte
 Professor dem Bahnhof zu. Es war ein sonniger, herr-
 licher Herbstmorgen, eine köstliche Frische war in der Luft und ein
 hellgrauer Reif lag auf den letzten Blättern der Alleebäume.
 „Nun, Else“, schimmerte auf den Ästen und in der Sonne blühte es
 die unzählige Funkeleiste.
 „Nun von den Dächern glitzerte die kristallene Pracht und zau-
 berlich schlichte Ziegelsteine oder regenverwaschene Schiefer
 glänzten von abertausend von kleinen Brillanten.“
 „Nun er war bereits mit der Handtasche vorangegangen. Der
 Professor warf einen Blick auf seine Uhr und trotzdem er fest-
 man habe nicht mehr allzuviel Zeit, wurden seine Schritte
 hastiger. Man ging gerade an der Galerie vorüber und Berners
 suchten den Ort, wo er diese Nacht den alten Thomas
 zu haben vermeinte.
 „Nun dem großen Haupteingang hatte die Erscheinung gestanden.
 bei dem klaren Tageslicht, sahen die Ereignisse der Nacht
 verwandelt aus. Eine Wahnvorstellung hat mich erschreckt,
 sich der Professor, wie er es sich schon gestern gesagt, aber
 war mehr Sicherheit in seiner Feststellung. An einem so
 heiteren Herbstmorgen mußte auch der letzte Rest von ge-
 wöhnlichem Aberglauben zerflattern. Ein Frohgefühl er-
 füllte des Professors Brust, wovon er sich erschreckte, war wirklich
 eine Ausgeburt seiner überreizten Nerven und des erregten
 Gemüths gewesen. Ein ernter, sinnender Ausdruck trat jäh in sein
 Gesicht. War der Grund, deswegen er die heutige Reise unter-
 nehme, vielleicht auch nichts weiter als eine Ausgeburt seiner über-
 reizten Nerven, diese plötzliche Reise, die er mit einem Bilderkauf
 verbunden versucht hatte. Er dachte ja gar nicht daran, ein Bild
 zu kaufen, seiner Reise nach der Reichshauptstadt lag eine ganz
 andere Absicht zugrunde. Vielleicht war es eine Torheit, die er
 unternommen war zu tun.
 „Nun Schätze? Aber er konnte nicht anders: Seit dem Gespräch
 mit dem Herzog verfolgte ihn ein Gedanke und er mußte diesen
 Gedanken, dem die schl. flose Nacht erst Form gegeben, ausführen.
 Menge Schicksal sollte er es nicht tun, konnte sein Tun doch für seine
 der Zukunft gar keine schlimmen Folgen haben, denn Frau und
 in die Zukunft liebten ihn ja und in der Sicherheit dieser Überzeugung
 erdachte er nicht zu schwanken, seinen Plan in die Tat umzusetzen.
 „Nun am Bahnhof verabschiedeten sich Vater und Tochter sehr
 herzlich voneinander, der Professor bestieg ein Abteil zweiter
 Klasse, in das der Diener bereits den Handkoffer hineingestellt.
 Die Beruhigungspulver habe ich auch eingepackt, Herr Pro-
 fessor, lächelte Maurer seinem Herrn noch zu, dann trat er auf
 die Bahnsteig zurück. Eben rückte der Zug an. Else holte ihr
 Handkoffer hervor und winkte, solange sie die dahintrollenden
 Wagen sehen konnte. Das junge Mädchen hing mit leidenschaft-
 licher Hingebung an dem Vater, es war eine andere Liebe wie die
 Mutter, die sie für die Mutter empfand, die, eine schöne, gezeigte
 Mutter hatte. Destomehr aber sah Else von je mit dem Vater
 verbunden. Professor Berner war früher ein bekannter Land-
 schaftsmaler gewesen, bis er, nach einem unglückseligen Sturz
 vom Schiffschuhlaufen, die Bewegungsfähigkeit des rechten Armes
 verlor, da mußte er seine Malkunst beiseitelegen. Ein Glück war
 es, daß er aus gutsituerter Familie stammte, er brauchte die Ma-
 lerei nicht zum Broterwerb. Er hatte genug, um sorgenfrei zu
 leben. Durch Vermittelung seiner Frau, einer geborenen Baro-
 nensfrau, übertrug man ihm den zufällig frei gewordenen Posten des
 Direktors, der ihm auch ein hübsches Einkommen sicherte und
 er zu vollster Zufriedenheit nun seit fünf und zwanzig Jahren
 lebte. Bei seinen Gängen in die Galerie war Else immer des
 Vaters treue Begleiterin gewesen, sie kannte alle Bilder und
 konnte von den meisten ihre Geschichte zu erzählen. Woher die
 Bilder stammten und in wessen Händen sie vordem gewesen.
 „Nun bist ein lebendiger Nachschlagetatalog der Schneidiger
 Galerie“, sagte der Professor oft scherzend zu seiner Tochter und
 er war stolz auf diesen Ausspruch ihres Vaters. Auch jetzt noch,
 wenn Else längst eine junge Dame und die Ballkönigin der
 Hofgesellschaft geworden, verbrachte sie gar viele
 Stunden in der Galerie. Und sie war wirklich neugierig, welchem

neuen Juwel der Vater jetzt nachjagte. Es mußte sich um etwas
 ganz Besonderes handeln, sonst wäre er nicht so wenig mit-
 teilhaftig gewesen, dachte Else. Ja, gar zu gern hätte sie gewußt,
 was für ein Bild in Frage kam.
 Mit leichtgeröteten Wangen schritt die Sinnende heimwärts,
 in der Nähe des Marktplatzes begegnete ihr Hofrat von Weiden,
 in Gesellschaft seines dicken asthmatischen Dackels, den er zuweilen
 des Morgens ausführt. Er zog mit beinahe übergroßer Höflich-
 keit den Hut und stehenbleibend, reichte er Else die Rechte: „Guten
 Morgen, mein gnädiges Fräulein, darf ich mich erkundigen, wie
 Ihnen der gestrige Ball bekommen ist?“
 „Ausgezeichnet, Herr Hofrat“, erwiderte Else liebenswürdig.
 „Nun ja, meine Frage war auch völlig überflüssig, denn einer
 so strahlenden Schönheit kann eine halbdurchtanzte Nacht nichts
 anhaben“, Hofrat von Weiden war immer sehr galant zu Frauen.
 „Dürfte ich auch nach dem Befinden der Frau Mama Nach-
 frage halten“, fuhr der Hofrat in süßlichem Tone fort.
 „Mama schläft noch“, gab Else zurück, „oder richtiger, sie
 schläft noch, als wir von Hause weggingen.“
 „Wit?“ der Hofrat sagte es fragend.
 „Ja, ich meine Papa und ich. Ich habe nämlich den Papa eben
 an die Bahn gebracht“, setzte das junge Mädchen erklärend hinzu.
 Warum machte nur der Hofrat mit einem Male so ein sonder-
 bares Gesicht, mußte Else denken, es sah ja fast aus, als hätte
 er sich über ihre letzten Worte geärgert. Doch nein, sie hatte sich
 wohl getäuscht, er lächelte doch fast noch freundlicher als zuvor,
 da er die Frage stellte: „Und darf ich erfahren, wohin der Herr
 Professor gereist ist?“
 „Nach Berlin ist er, Herr Hofrat.“
 „Ah“, sagte der Hofrat nur, machte noch ein paar höfliche
 Phrasen und verabschiedete sich dann.
 Als Else nach Hause kam, erwartete sie die Mutter bereits.
 In ein bequemes Morgenkleid aus violetterm Flaumstoff gehüllt,
 das üppige Blondhaar nur lose aufgesteckt, sah Frau Professor
 Berner am Frühstückstisch. „Was ist denn nur los, daß ihr mich
 so ohne weiteres allein laßt?“ brach es geärgert über ihre Lippen.
 „Aber Mamachen“, lachte Else, „was redest du denn da?
 Der rücksichtsvolle Papa wünschte nicht, daß du im Schlafe ge-
 stört würdest und da der Zug, mit dem er nach Berlin mußte,
 um zehn Uhr fuhr, konnte er sich von dir natürlich nicht verabschie-
 den. Er läßt dich jedoch vielmals grüßen und dir sagen, er
 wäre übermorgen mittag wieder daheim.“
 „Ich begreife aber diese plötzliche Reise nicht“, begann Frau
 Magda, „Papa hat mir davon gestern keine Silbe gesagt. Ich ver-
 stehe die Geheimnisthämerei hinter meinem Rücken absolut nicht.“
 „Von einer Geheimnisthämerei hinter deinem Rücken kann
 gar keine Rede sein, Mama“, Else nahm den Hut ab und legte
 ihn auf einen Stuhl, dann zog sie das Jackett aus, „auch ich erfahre
 erst vorhin von dieser Reise“, die Sprechende ließ sich auf einem
 Hocker nieder, „ja, Papa selbst hatte vor dem gestrigen Abend
 keine Ahnung davon, wie er versicherte, er hat da gestern abend
 von irgendeinem wertvollen Bild gehört, das zu verkaufen wäre,
 und deshalb die plötzliche Reise. Du siehst, Mama, die ganze
 Sache ist sehr harmlos“, schloß das junge Mädchen.
 „Um was für ein Bild handelt es sich denn und wer verkauft
 es?“ Frau Magdas Stimme klang leicht gereizt.
 „Das kann ich dir auch nicht sagen, du weißt, Papa spricht
 über Ankäufe, deren Endresultat noch nicht feststeht, manchmal
 wenig“, Else erhob sich und trat an das breite Bogenfenster, denn
 von unten erscholl Marschmusik. Mit klingendem Spiel zog das
 Dragonerregiment durch die Alleestraße. Baron Tomwitz, auf
 einem schlanken Fuchs, schaute zum Fenster empor und neigte
 grüßend im Vorüberreiten den Säbel.
 Else nickte dankend und bemerkte gar nicht, daß ihre Mutter
 hinter ihr stand. Erst die Worte: „Das wäre so recht ein Schwieger-
 sohn nach meinem Herzen gewesen“, schreckten sie auf.
 Else lachte: „Aber Mama, das hast du mir nun schon so oft
 erzählt, daß ich es dir wirklich glaube. Schade nur, daß mein
 Geschmack ein so völlig anderer ist als der deine.“
 (Fortsetzung folgt.)

Das Haus im Hölldobl.

Von F. Schrönghammer-Petmdal. (Nachdruck verb.)

Im Hölldobl steht ein einsichtiges Haus. Das gehört der
 ehrjamen Kottmeisterswitib Walburg Hölldobl, die es
 treu und sorglich bewirtschaftet, seit ihren Mann im Forste ein
 fallender Baum erschlagen. Die Kottmeisterin hat nicht viel Zeit
 gehabt, ihrem Eheliebsten nachzujammern. Ein paar Tage hat
 sie wohl vor sich hingesehnen, als wäre der Himmel eingestürzt,
 dann aber hat sie sich in Gottes Namen drein gegeben. Denn im
 Stalle murrten drei Kühe, die ihr Futter haben wollten, das Storn

Rand gelb und golden in der Reife und mußte geschnitten werden, wollte sie die überreifen Körner nicht die Hühner und Tauben allein ernten lassen, und in der Wiege strampelte ein unbändiges Kerlchen, der Hölldoblerhansel, ihres Eheleibstes Ebenbild, das er ihr statt einer starren Photographie hinterlassen hatte.

Da hat die Hölldoblerin die letzte Träne hinweggewirgt, hat die Armele zurückgestülpt und in die Hände gespuckt. Und sie hat alles geschafft, was im Haus im Hölldobl zu schaffen war: sie hat die Kühe vor den Flug gespannt, weil ihr das Fuhrwerk vom Dorfbräu zu teuer war, sie hat gesät und geerntet; und wenn im Dorf die Dreschmaschine pfiff, dann hat gewiß im Hölldoblerhäusl ein einsamer Dreschflügel auf der hölzernen Tenne geklappt. Die Hölldoblerin brauchte weder Tagelöhner noch neumodische Maschinen. Dafür hat sie alle Jahr ein paar blaue Reichskassenscheine in die Sparbank getragen, und



Graf Leopold Berchtold wurde zum Oberkammerer Kaiser Karls ernannt. (Mit Zeit.) Hofphot. Josef.

der Beamte hat ihr ein aufrichtigeres Kompliment gemacht als dem Bräu oder sonst einem Proh, dem das Geld zum Fensterhineinfliegt. Es war eine stille, tapfere Zeit im Hölldoblerhäus, und wenn die Besitzerin, der die Dorfgrößen nach dem Unglück mit ihrem Manne selig das Gemeindehaus prophezeit hatten, in seltenen Feierstunden alles überdachte, und wie gut es trotz allem vorwärts ging, dann falteten sich die arbeitsharten Hände zu einem heißen Dant. Denn ihr Bub, der Hansel, hatte eine Heimat und mußte nicht unter fremden Leuten in der weiten Welt herumtugeln. Und die Hölldoblerin hatte einen Platz im Freithof, den ihr niemand streitig machen konnte, weil sie ihn gleich selbiges Mal gekauft hatte, als man ihren Eheleibstest am gleichen Ort zur letzten Ruhe bestattet hatte. Sie

hatte das verbriepte Recht, von des Lebens Mühsal an der Seite dessen auszuruhen, mit dem ihr ein Erdenglied nur wenige Jährlein beschieden war.

Derweilen hatte sie aber noch eine warme Ofenbank, und ans Sterben dachte sie noch lange nicht.

Der Hansel ist brav und fleißig gewachsen, wie ein Waldbub soll, und wurde ein richtiger Hans. Ein Vorläufer Christi ist er aber nach dem Vorbilde seines heiligen Namenspatrones nicht geworden, sondern eher ein Nachläufer dessen, der von Anbeginn der hämische Feind alles Guten ist. Man hat gar bald gemerkt, daß da ein Vater fehlte. Statt eines verwarnenden Mutterwortes, das doch nur in den Wind gesprochen war, wäre eine kräftige Vaterhand weit eher vonnöten gewesen. Denn die Eindrücke einer solchen sind in der Regel bleibender und fruchtbringender als die besten Mutterlehren.

Es ist gar bald eine Zeit gekommen, da war der Hölldobler-

hansel in aller Leute Munde. Wenn irgendwo eine Fenster eingeworfen war, wenn eine Kaze mit einem Holzzwischenschweife heimkam, wenn dem Bürgermeister eine lange Fahne am Rodschoke baumelte, ohne daß er selbst merkte, wenn beim Hofbauer die Frühbirnen über Nacht vom Spalierbaum verschwunden waren, dann brauchte man erst nach dem Täter fragen. Die Leute wußten und konnten ihn schon auswendig: „Da halt der Hansel wieder gewesen.“

Und nach ein paar Jährlein ist wieder andere Zeit gekommen; denn der Hansel inzwischen ein richtiger Hans geworden, die Hölldoblerin hat statt des Kreuzkleins ehedem ein richtiges, großmächtiges Kreuz ihrem Einzigen bekommen.

Wenn von den jungen Holzhauern einer lieben Werktag lang im Wirtshaus saß und Wochenlohn verpukte, brauchte man gar nicht fragen, wer der trinkfeste Gast war. Oder aber wenn einer am Sonntag noch lange nach dem Zusammenläuten auf dem Kirchenplatze stand

und sich den Hals fast ausreckte, ob nicht einer noch später käme, da wußte man auch, wer der Säunige war. Oder wenn einer auf der Kirchweih oder bei einer Tanzmusik den Spielenten die harten Taler in die Schalltrichter ihrer Blasinstrumente warf, daß es nur so schepperte, so merkten die Leute schon am Wurf, wer eine so geschickte, geübte Hand führte: es war halt der Hans.

Und dann ist noch einmal eine Zeit gekommen, in der die Dörfler fast irre wurden. Denn ihre früheren Erfahrungen deden sich gar nicht mehr mit den Beobachtungen, die sie je Hölldoblerischen machen konnten. — Es ist nämlich eine Zeit gekommen, da der Hans alle Wirtshäuser links liegen ließ

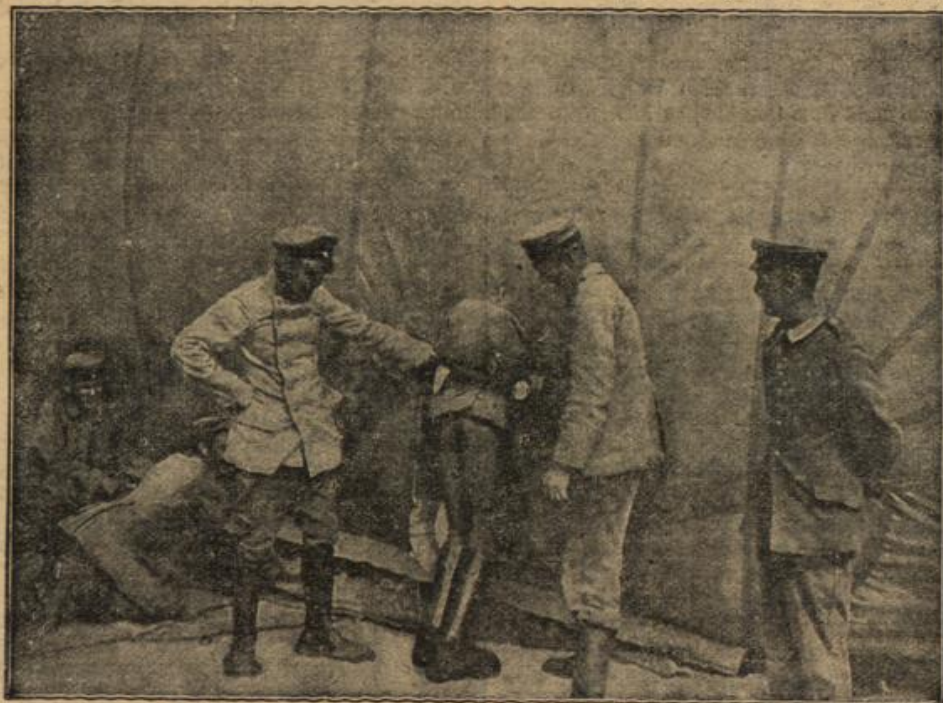


Dr. Johanna Westerdahl, der erste weibliche Professor in Holland. (Mit Zeit.)



Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingensfürst. (Mit Zeit.) Hofphot. C. Pichner.

auch rechts, wo sie je lagen. Die Wirte saßen ihm noch so freundlich und verlockend über der Straße rufen, und die Kellnerinnen mochten ihn noch so hold umarmen, der Hans höchstens sein Hölldobler oder er spuckte auf sich, als würgte er Kröte aus dem Mund. Es ist eine Zeit gekommen, da der Hölldoblerische keinen Platz lang auf dem Kirchenplatze säumte, sondern wie ein heilsbegieriger Christenmensch vor dem Zusammenstoßen in das Gotteshaus eilte. Im Gotteshaus selbst aber stand er nicht mehr wie früher bei der Türe am Kopfende, wo man die rechte Weiberseite übersehen konnte, sondern er saß, oder kniete, wie eine heilige Handlung bedingte, im Studen-



Ein deutscher Luftschiffer-Offizier begibt sich zur Revision in das Innere eines mit Luft gefüllten Ballons.

Die Gipschube verhindern das Gleitschleppen von Sandkörnern, durch die Reibungselektrizität erzeugt werden könnte.

nes Vaters selig. Und seine Blicke flogen nicht mehr die Dächer und die Stirnloten auf der Weiberseite entlang, sondern ruhten auf den Heiligengesalten am Hochaltar.

Es ist eine Zeit gekommen, da hat man beim Hölldobler-



General der Infanterie Kofch,

der der siegreichen deutschen Krone am Sereth und Eroberer von Bralla, auf seinem Gefechts-
Serethufer. Links General Hilmi Pascha, der Führer der Türken am Sereth. R. F. & F.

Haarete mehr gesehen. Und er hat doch früher so nobel
können wie der feinste Stadther. Alle Dorfburschen sind
mal neidig gewesen um sein schönes, vornehmes Zigaretten-
den, das den Dorfschönen so gewaltig gefallen hat, daß sie
Kirchweih immer nur mit dem Hans tanzen wollten.
In eine Zeit gekommen, daß alle Väter und Mütter der
Gemeinde die Hölldoblerin um ihren wohlgearteten Buben
und ihn ihren Leibesproffen als Muster anempfohlen.
— es hatte sich in der Zwischenzeit am Hannes auch das
ber, daß er nicht mehr so flott daherkam wie früher. Aus
graben Hans von ehemals war ein krummer geworden,
was sein Bein betraf. Denn das rechte Bein des
Hannes mit dem er früher so schöne Walzerschleifen gezogen
hatte, ist ein wenig steif und ein wenig krumm geworden.
Und dieses krumme Bein hatte er von einem Splitter, der

zu der inneren Umwandlung geworden, über die jeder-
mann staunte und erfreut war, am meisten seine Mutter.
Zwar waren gleich wieder welche von den Dörflern mit
Brophezeien bei der Hand, da solche Befehrungen in der
Regel nicht lange dauern, aber der Hannes hielt sich
trotz Wirteloden und Schöntun der Schenkinnen. — Die
erste Zeit nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienste
umgab er sich mit einer großen Wichtig- und Geheim-
tuerei, als hätte
er weiß Gott
was für eine
Erscheinung ge-
habt oder was
für eine Erfin-
dung gemacht.
Doch niemand
wagte wegen
seines geschred-
ten, weltabwe-
senden Geschaus
ihn danach zu
fragen, so gern
die Dörfler wie-
der einmal eine
große, gruselige
Neuigkeit er-
fahren hätten.

Sicher stand
er mit irgend-
einer geheimnisvollen,
überirdischen Macht im
Bunde. Unter Tages-
ging er zwar seiner Ar-
beit nach, fleißiger als
früher, obwohl er jetzt
den tranken, krummen
Fuß hatte, aber in den
Besper- und Feiertun-
den führte er im Gar-
ten ein großes Löchergraben aus, das sich die Dörfler nicht
deuten konnten. — Der Gemeinbediener hat sich aber doch ein-
mal das Herz genommen und den Hölldoblerischen gefragt, ob
er denn ein Schatzgräber geworden sei. Da hat der Hannes nur
heftig mit dem Kopfe genickt und heimlich vor sich hingelacht,



Bulgarin in Nationaltracht.



Kartoffellegen. Von E. Henseler.

Fenster
Wollwä
ange
ne daß
er die
zierbä
te man
Beute
ig: „D
wieder
Hans
worden
kreuzle
es Kreuz
ern eine
faß un
an gar

Hohent
Mit Zep
hner.

ie sie je
ch eine
gen ließ
s, wo sie
Wirt
noch so
hend über
afen, im
ten mo
so hold
Hans
sein Hü
uchte au
würgte er
dem
Zeit ge
der Höl
einen
dem Str
nte, son
eilsbegie
mensh
samme
s Gottes
Gottes
stand er
früher
are am
man die
seite über
r sah,
wie
ndlung
im Stuh
werden.
Es war also
krieg die
Ursache

als hätte er selbst an dem Wort den meisten Gefallen gefunden. Schatzgräber! Das konnte stimmen! Freilich deutete er sich das Wort ganz anders als die Gemeinleute. Es mußten große Schätze im Hölldobl vergraben sein, denn der Löcher im Garten gründe wurden immer mehr; zuletzt waren es an die dreihundert. Wie aber bald darauf der Bräufuhrmann am Haus im Hölldobl an die dreihundert junge Obstbäumchen abgab, die von einer Baumschule mit der Bahn gekommen waren, wußten die Dörfler schon, was es mit dem Schatzgraben auf sich hatte.

Wie die Bäume in die Gruben gepflanzt waren, umzog der Hannes das ganze Grundstück mit einem Drahtzaun, daß das Wild und böse Menschen der jungen Pflanzung keinen Schaden tun könnten. Bald darauf hat er sich eine neue Arbeit gesucht. Am Holzschuppen des Heimathauses zimmerte er ein Gestell empor, daß die Leute wieder verwundert stehen blieben. Als aber nach einiger Zeit zwanzig Bienenstöcke auf dem Gestelle standen, wußten sie wohl, daß es ein Immenhaus war. Und sie lobten den Plaz, der sich für Immen besonders eignete; denn er lag windgeschützt und auf der Sonnenseite, gerade so, wie es den Bienen passen mag.

Aber der Hannes war noch nicht fertig.

Neben dem Backofen wuchs wieder ein Bau aus dem Boden, und als nach einiger Zeit auch diese Arbeit fertig war und große und kleine Kaninchen davor ihre Männchen machten, wußten die Leute, daß sich der Hannes jetzt auch auf Kaninchenzucht verstand.

Wenn es kalt oder regnerisch war und ihn das kriegsversehrte Bein schmerzte, dann saß der Hannes über gedruckten Heften und las und machte neue Pläne in der warmen Stube.

Die Hölldoblerin, die anfangs schon gemeint hatte, ihr Bub müßte nun als Krüppel von seiner kümmerlichen Rente ein notiges Dasein fristen, wagte vor Seligkeit über die Verwandlung ihres Bubens nichts zu sagen.

Da fing er einmal aus freien Stücken zu erzählen an, wieso er auf diese Dinge gekommen sei, von denen er sich früher nichts hätte träumen lassen. Das war so:

Als sie vom Felde zurückkamen und nach ihrer Heilung zum Erspartruppenteile entlassen wurden, hieß es eines Tages: Die Verwundeten zum Unterricht antreten! Aber es war kein Unterricht wie früher über Dienstweg und Feldwachen, sondern da saß ein Leutnant unter ihnen im Zimmer, das eigens als Unterrichtsraum für die Verwundeten eingerichtet war, und hielt ihnen Vorträge über Baum- und Bienenzucht, über die Schädlichkeit des Trinkens und Rauchens, kurz über alles, was einen gut und glücklich machen und im Leben vorwärtsbringen kann.

Da sind die Verwundeten, die an ihrer Zukunft schon verzweifelt hatten, mit offenem Munde dagefessen und haben neuen Mut gefaßt. Es waren viele Bücher und Hefte da, die für einen jeden das enthielten, was er selber gerade brauchte. Da ist manchem eine neue Welt aufgegangen, von der er vorher nichts gewußt hat, und jeder, der aus dieser Verwundetenlehre entlassen wurde, hat es dem Leutnant fest in die Hand versprechen müssen, ein ordentlicher Mensch zu bleiben und das im Leben anzuwenden, was sie hier gelernt hätten. — Das hat jeder von Herzen gern gelobt, denn es war ja alles nur zum eignen Nutzen.

Und mit heißen Wangen fügte der Hannes bei: „Schau, Mutter, so bin auch ich auf diesen Weg gekommen, und ich kann es dem Herrn Leutnant nicht genug danken, daß er sich so um uns Krüppel angenommen hat. Und meine Rohnung habe ich auch schon gemacht, und die stimmt. Schau, Mutter, die dreihundert Obstbäume tragen mir einmal so viel ein, daß ich allein leicht davon leben kann. Dazu habe ich noch die Bienen und Kaninchen. Im Frühjahr will ich am Zaun hin noch Johannisbeeren pflanzen, daß der unschöne Draht ganz verwachsen wird...“

Dem Hannes wurde bei seinem Reden ganz warm ums Herz. Er wollte noch anführen, daß er jetzt erst wußte, wie schön es daheim sei, und wie wohl er sich fühlte, daß er sich Bier und Zigaretten ganz abgewöhnt hätte.

Aber er schwieg aus schöner Scham.

Die Hölldoblerin aber ließ in diesen Tagen ein heiliges Amt aufschreiben „nach Meinung“.

Der Hannes war unermüdblich tätig in seinem neuen Gewese, und seine Freude wuchs wie ein Rosenbusch.

Als der Frühling kam und sich an einem Apfelbäumchen die erste Blüte aufthat, da hätte er sich vor Seligkeit am liebsten hingekniet und das holde Wunder geküßt, wenn nicht der Herr Pfarrer gerade über den Zaun gedeut hätte. Der ist dann in den Garten gekommen und hat sich die ganze Pracht zeigen lassen, die Bäume, die Bienen und die Kaninchen: denn er wollte sich diese Herrlichkeiten auch beschaffen.

Nach dem Pfarrer ist der Lehrer gekommen und hat sich Rat erholt und Bücher ausgeliehen: denn er wollte seinen Schülern einen Kursus darüber halten.

Danach ist der Bürgermeister gekommen und hat den gebeten, er möchte ihm ein paar Holzbirubäume verehren. Die Geschicklichkeit und der Weitblick des Hölldoblers sprach sich überall herum. Man kam entweder selbst zu ihm holte ihn, wenn man, durch sein Beispiel angefeuert, eine Wiese in einen prächtigen Baumgarten wandeln oder und Kaninchen halten wollte.

Nach Jahresfrist war der Hannes wieder sprichwörtlich worden, aber in einem andern Sinne als früher. Und die Propheten, die der Befehring keine Dauer geweissagt hatten, übel beraten; denn der Hannes hielt sich als ein Mann.

Es scheint vielmehr, daß der Pfarrer recht hatte, der im stül zu der Tischgesellschaft einmal sagte: „Es kommt aus dem Hölldobl ist ein kleines Himmelreich geworden.“

Denn die Männer haben zu der Rede beifällig genickt laut beigepflichtet.

Und es waren die besten und würdigsten der Gegend.

Die Sonne in Mythen und Volksjagen

Von A. W. J. Kahlé.

(Nachdruck)

Für uns Treibhauspflanzen aus der Großstadt ist jeder Tag eine Hand voll Gold. Und doch gibt es kein saneres Mittel, um sich vor Schlafwerden bei wirklicher Mühsamkeit zu schützen, als — hinausgehen in die Sonne und durch die Stundenlang wandern. Und gibt es denn ein besseres Hautpflege als Sonne, viel Sonne? Man schaue auf den Mann, den Schiffer, den Soldaten, den Landrießträger, der Sonne Hals und Wange gebräunt hat, rotbraun, man sieht Kinder aus dem Volke, wie sie sich im Sonnenbrande auf der Straße tummeln, echte, rechte Draunköpfchen — ein erquickender Anblick! Und sollte denn den Mädchen und die Farbe des reifen Pfirsichs nicht besser zu Gesichte als die Käsefarbe? Die Sonne ist, mit Hufeland zu sprechen, freitig der nächste Freund und Verwandte des Lebens. Jedes Geschöpf hat ein um so vollkommeneres Leben, je es den Einfluß des Lichtes genießt.“ Und Goethe äußert:

Das Sonnenlicht, das den menschlichen Körper trifft, in dem er sich „badet“, übt die vorzüglichsten Wirkungen in gesundheitlicher Beziehung aus. In Sonnenlicht findet nicht unbedeutende Steigerung der Kohlenstoffaufnahme, der Sauerstoffaufnahme statt. Der Stoffwechsel wird durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen erhöht. Das Sonnenlicht vermehrt die Erregbarkeit der Nerven, es hebt die feeleistung und steigert die Spannkraft und Energie. Die Sonnenstrahlen schaffen ein allgemeines Wohlbehagen, erheitern das Gemüt und regen die Lust zum Schaffen an. Vielleicht dazu auch bei, daß die Luft im Sonnenlichte reiner ist; das Sonnenlicht verbessert die Atmosphäre, indem es die Gase in ihr vorhandenen organischen Stoffe befördert und kleinste Organismen, die oft krankhafter und krankheitsfördernd sind, und deren Keime tötet. Hier muß man eine Tätigkeit der chemischen Strahlen des Sonnenlichtes annehmen, von denen die blauen und ultravioletten am wirksamsten scheinen. Besonders regt das Sonnenlicht die Atmung und Muskelaktivität an, was einen stärkeren Drang nach Bewegung zur Folge hat. Aber auf alle sonstigen körperlichen Verhältnisse wirkt es förderlich ein und ruft in den Organen eine erhöhte Tätigkeit hervor; es schafft gewissermaßen eine „innere Reinigung“.

Die Sonne ist die beste — „Reinmachefrau“. In Maxim Gorkis Drama: „Die Kinder der Sonne“ der Chemiker Protassow die großen, schönen Worte: „Wir Kinder der Sonne! Die Sonne brennt in unserm Blut, weckt in uns feurige stolze Gedanken, sie durchleuchtet die Tiefen unserer Zweifel. Die Sonne — ist ein Organ der Energie, der Schönheit, der seelenberauschenden Freude!“

Seine hypernervöse Schwester Liesa unterbricht ihn: — das ist schön! Kind der Sonne... Soll ich auch ein Kind der Sonne sein? Bin ich auch ein Kind der Sonne? Rastlos, ja? Bin ich es auch?“

Und der Gelehrte antwortete: „Ja — ja! Auch du bist ein Kind der Sonne. Selbstverständlich.“

Die atmosphärische Luft, das feinste, geistige und ungreifbarste Nahrungsmittel des organischen Lebens, zieht nicht durch die Lungen, sondern auch durch die Millionen feinsten Poren der Haut ein.

Da die Sonne ein so großer Hauptfaktor ist, dürfte es interessant erscheinen, die noch im Volke erhaltenen mythologischen Vorstellungen und bildlichen Ausdrücke hier kurz zusammenzufassen.

In den klassischen Zeiten war die Anbetung der Sonne eine ungebräuchliche, ja seltene Religionsform.

Orten errichteten Sonnentempel mit ihren Altären und
 sind mehr als überreste vorausgegangener älterer
 anzusprechen, die in Kraft gewesen sein mögen
 mit solchen, der Verehrung anderer Götterwesen gewid-
 verschmolzen. Zur Erhaltung dieser alten Typen trugen
 die, das Satirspiel und der Umstand wesentlich bei, daß
 Verständnis der großen Menge näher lagen, die zu deren
 keinerlei geistige Anstrengung zu machen hatte.
 noch bei uns erhaltenen mythologischen Vorstellungen
 Ausdrücke, die auf die Sonne Bezug haben, stellen
 Überbleibsel uralter Traditionen heraus, wie sie sich in
 Fabeln und Volksliedern wiederfinden.
 Mythen und Sprache zeigen übereinstimmend, daß der
 Volksgeist die Sonne von jeher als menschliches Wesen
 hat. Zur Bezeichnung ihres Aufganges sagt man noch
 Sie hat sich geräuspert, räusperte sich; ging auf, geht auf,
 ein, zwei Hürchen, Spannen, Schenstachel, Rohrlängen,
 voran; „den hat die Sonne beipist“, sagen die gemeinen
 in Messenien von einem, dem die Sonnenstrahlen morgens
 Lager ins Gesicht scheinen; ferner: „paß auf, daß die
 sich nicht bepinfelt“ für „erhebe dich, ehe die Sonne dich
 Von der Sonne in der Mittagshöhe heißt es: Sie
 Mittagshöhe, in welchem sie als den Lauf einhaltend
 wird. Diese Anschauung bestätigen die Volkslieder: Die
 hält gern in ihrer Fahrt inne, dem Gesange eines schönen
 zu lauschen, oder sie biegt aus ihrem regelmäßigen Laufe
 nicht Zeuge einer Untat sein zu müssen. Vor der Sonne
 spricht man vom Sonnentauchen; sie wird auch als
 gedacht bei den alten Dichtern, so bei Aeschylus, die Sonne
 ihren Leib und ihre Pferde in den warmen Sturzwellen des
 Meeres. Nach anderen Volksagen wächst sich die
 um frisch und sauber wieder emporzusteigen, wobei des
 zum öfteren als der Mutter gedacht wird, in deren Schoße
 die Nacht gern verträumt. Die Sonne wurde über-
 als Herrscherin angesehen, so bei Homer, Aeschylus, Sophokles.
 Sonnenpaläste liegen „hinten, hinter dem Berge, hinter
 Felagra“, weit, weit im Westen, wo im Altertum überhaupt
 der Welt liegt. Auf dieser Anschauung beruht der auch
 nicht ausgestorbene Fluch: „Pack dich hinter die Sonne“
 die hintere Sonne mit dir“, was so viel bedeuten soll,
 du zugrunde gehst. — In diese Königshallen tritt die
 ein durch ein Loch, das den Himmelstoren in der Odyssee
 und am äußersten Horizont sich befindet, da wo Himmel
 scheinbar in eins versinken; ein anderes für den Aus-
 schmittes ist im Osten; durch dieses geht die Sonne aus,
 vordringend. Dies Himmelloch lebt im Volksmunde, der von
 Mädchen jagt: „Gott hat ihn vom scharlachroten Loch aus
 sehen.“ Wer durch eines der Himmelstöcher eingedrungen,
 unablösbar nach Westen hin, wofelbst über dem Himmels-
 der Sonne Königräume sich befinden und die Mutter der
 ihrer Ankunft harret.
 dem Sonnenpalast haben die Alten eingehende Beschrei-
 hinterlassen. Auch bei den Slaven besitzt die Sonne einen
 Palast. Dem Sonnenhaus zu nahen ist für Menschen
 unmöglich, denn der in den finnischen Runen als Riese
 Sonnengott durchstößt, sobald er abends von seiner
 heimkehrt, sofort den verborgensten Winkel, rüchichts-
 Eindringling strafend, indem er ihn verzehrt oder ver-
 (ausdört). Von solchen Versteinerungen künden noch
 der Germanen.
 einigen Mythen wird die Sonne als blutdürstig und ge-
 aufgefaßt. Der Grund hiervon mag in der Purpurfarbe
 Himmels, den blutroten und goldig schimmernden Wolken
 werden, die beim Aufgang und mehr noch bei ihrem
 gänge in so auffälliger Weise erscheinen und dem früheren
 den Eindruck von Gold und Blut gleichsam aufdrängten.
 über Anschauung heraus mag dann der blutige Sonnen-
 natürlich genug sich entwickelt haben, ebenso die Sagen
 Mächten von Menschenfressern samt den mystischen Verich-
 sie sich in den Mythen über Herakles, Theseus, Apol-
 leus, Odipus und andere zahlreich finden.
 Sagen von der Sonne Gefährlichkeit gehen auf ihre alles
 zehnde und verzehrende Gewalt zurück; daher auch die Bei-
 wie Allesfresser, Vielfresser, Dachsenfresser, Säuser. Selbst
 hat es nicht verschmäht, die Sonne öfters im Akt des
 mens darzustellen.
 Familienvhältnisse des Sonnengottes bilden eines der
 wichtigsten Kapitel der Volksmythologie. Nach der erschlag
 in der Aufregung seinen Vater. Seine Mutter wacht
 immer regelmäßigen Tagesfahrt und verwünscht das blonde
 das durch süße Lieder ihren Helden erregt; zu gleicher
 Mutter-des Mondes und der Morgenröte war sie ge-

feiert u. a. unter dem Namen Ostara; spätere Mythen nennen
 sie Allnährerin, die den Untertauchenden in ihren Bogen auf-
 nimmt; wieder andere weisen auf die Lustercheinungen, die den
 Auf- und Niedergang der Sonne begleiten und lassen die Morgen-
 röte ihre Mutter sein.

Bei Einführung des Christentums wurde die Mutter Gottes
 oft mit der Cos verglichen, weil viele orientalische Anschauungen
 in den christlichen Kultus übergegangen waren, nach denen Christus
 selber als Sonne, „Sonne der Gerechtigkeit“ ujm. aufgefaßt und
 benannt worden war. So kamen in den früheren Marienliedern
 ihr auch die schmähdenden Beiworte „Mutter der Sonne Christus“
 „lichter Morgenglanz“, „Frühlicht mystischen Tages“ und mit
 diesen im Volksglauben die Funktionen der Himmelspförtnerin
 für ihren Sohn ganz von selber zu. In einem bösnischen Volkslied
 wird Maria als leibliche Mutter der Sonne angesehen.

Als seine Schwestern gelten in der hellenischen Mythologie
 Mond und Cos; die Kinder werden als Töchter von hervorragender
 Schönheit genannt. Geliebte hatte dieser Himmels-Don-Quan
 viele. Die Stellung des Mondes als Gattin, Schwester, Geliebte
 erfuhr nach Raum und Zeit mannigfachen Wandel.

In den Volksliedern und dem Sprichwörtertschatz der Völker
 wird die Sonne als das allsehende Auge, als Bündiger alles Ver-
 borgenen auf die an sie gerichtete Fragen bezeichnet.

Der Liebende nennt die Geliebte seine Sonne; ein schönes
 Mädchen heißt Sonnengeborene, sogar die heilige Jungfrau führt
 den Beinamen sonnenschön; nach einem kretischen Volkslied
 strahlt eine Schöne wie die Sonne, ja, sie trägt sie in sich. Ihr
 Antlitz ist wie die Sonne. In Attika malte — indem sich die
 Frauen genau nach ihren Mythen richteten, — man der Braut
 vor ihrer Hochzeit Sonne und Mond auf die Wangen. In einem
 finnischen Epos heißt es: „Von ihr leuchtet aus den Schläfen
 Glanz des Mondes — aus dem Busen Licht der Sonne — aus
 den Achseln Schein des Nordsterns“ usw. In zahlreichen Liedern
 wird die Sonne als Schönheitspendlerin besungen. Fast alle
 Völker preisen sie als „Auge Gottes“; auch andere Titel werden
 ihr zuerkannt, „Auge der Welt“, „rechtes Auge des Schöpfers“
 und „Auge des Tages“. Die Sonne wird als Allwisserin geschil-
 dert: „Nichts ist ja so fein gesponnen, es kommt endlich an die
 Sonnen!“ Oft verhüllt sie auch ihr Antlitz, trauernd ob des Lei-
 des und beweist dadurch, daß sie Anteil an den Geschicken der
 Sterblichen nimmt. Liebenden trägt sie Botschaft zu vom fernen
 Genossen; auch nimmt sie Grüße mit zurück und Abschiedsworte
 von Sterbenden an liebe Verwandte.

Frühling.

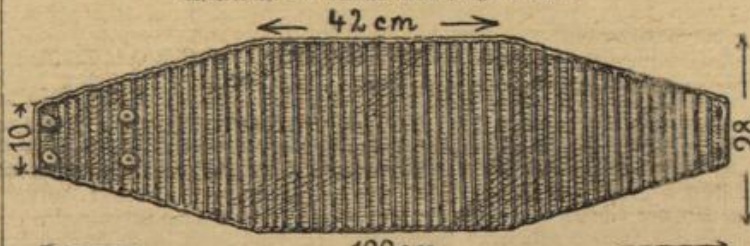
Es hat der Frühling die Erde geküßt,
 Zauchend, voll stürmischer Liebe,
 Da regen in ihrem Herzen sich leis
 Der Sehnsucht schlummernde Triebe.

Und wachsen und drängen voll seliger Lust
 Entgegen dem jungen Lenze.
 Der drückt ihnen freudig zum Liebesfest
 Aufs Haupt seine blühenden Kränze. Johanna Weisheit

Fürs Haus

Gehäkelte Leibbinde.

Erforderlich: 170 Gramm harte, farblose Wolle.



Endart zur Leibbinde. 2 Reihen rechts tunesisch, die 3te Reihe links tunesisch.

Die Leibbinde ist im tunesischen Häkelsch
 gearbeitet, und zwar zwei Reihen rechtstunesisch,
 jede dritte Reihe linkstunesisch; bei linkstunesisch
 legt man den Faden vor die aufgehobene Masche,
 wie Abbildung 2 zeigt. Man beginnt auf 20
 Maschen und nimmt am Anfang und Ende
 jeder linkstunesischen Reihe 1 Masche zu, bis
 man in ganzen 54 Maschen hat. Auf diesen
 strickt man 63 Reihen ohne Abnehmen und
 nimmt dann ebenso ab, wie zuvor zugenommen
 wurde. An den Schmalseiten häkelt man feste
 Maschen an und dabei Knopflöcher ein.

Unsere Bilder

Dr. Johanna Besterdyl, der erste weibliche Professor in Holland. Während des Weltkriegs hat die Frauenbewegung an Bedeutung und Berechtigung im größten Teil Europas erheblich gewonnen. Sogar in einem Land wie Holland, das sich bisher zurückhaltend zeigte, wurde zum erstenmal eine Dozentin zum Professor der pathologischen Anatomie ernannt.

Graf Leopold Berchtold wurde zum Oberstkämmerer Kaiser Karls ernannt. Er war von 1906 bis 1911 österreichisch-ungarischer Botschafter in Petersburg und in der ersten Zeit von 1912 bis 1915, also von der Balkankrise bis zum Trennbruch Italiens, Leiter der auswärtigen Politik in Wien. Nach seinem Rücktritt trat er ins Heer ein.

Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingfürst, der neuernannte Obersthofmeister Kaiser Karls. Der Inhaber dieses einflussreichen Amtes gilt als eine der sympathischsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Wien und als Anhänger des neuen Kuriers in der Donaumonarchie. Er war 1906 Ministerpräsident und 1915 Minister des Innern.

Allerlei

Schöne Aussicht. Frischen, zum Bekehrer seiner Schwester: „Kommen Sie heut abend wieder zu uns?“ — „Ja wohl, mein Junge!“ — „Na, dann freuen Sie sich! Heute gibt's was Feines für Sie zu trinken! Mama will Ihnen heute reinen Wein einschenken!“

Geringes Selbstvertrauen. Wie wenig Vertrauen manchmal die Dichter zu ihren Werken haben, dafür gibt es zahlreiche Beispiele. Ferdinand Raimund, der gemütvollste Wiener Volksdichter, bat, von quälenden Zweifeln getrieben, noch am Tage vor der Aufführung eines seiner Stücke den Direktor des Josefstädter Theaters, das Stück wieder abzusetzen, da es doch durchfallen müsse. Er wolle ihm alle Unkosten — und diese beliefen sich auf mehrere tausend Gulden — erziehen, nur solle er ihm erlauben, das Werk zurückzuziehen und zu vernichten. Der Direktor weigerte sich entschieden, und am Abend darauf überschütteten die begeisterten Wiener den Dichter und Darsteller Raimund mit tosendem Beifall! Das Stück aber war „Der Verschwendler“.

Ein Scherzwort Gneisenaus. Ein Scherzwort Gneisenaus anlässlich der Kriegserklärung gegen Frankreich anno 13 findet sich in den Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, der, seit 1808 an der Seite Scharnhorsts stehend, einer der entschiedensten Verfechter der Heeresorganisation war. Bekanntlich herrscht in dem Mufus des Königs an sein Volk eine uns noch heute sympathisch berührende einfache und volkstümliche Sprache vor. Schon bei Erscheinen des Aufrufes rief gerade diese von dem üblichen laudatorischen Diplomatenstil weit abweichende Sprache bei allen Beurteilern die lebhafteste Freude und Genugtuung vor. Wurde doch in derartigen Veröffentlichungen gewöhnlich Unglaubliches geleistet. So hatten die Herren Diplomaten gegen Frankreich mehrere Entwürfe ausgearbeitet. Einer davon hatte den damaligen Geheimen Legationsrat Ancillon zum Verfasser, der ihn selbst an einem Abend in einem kleinen Kreise, zu dem Scharnhorst und Gneisenau gehörten, vorlesen sollte. Die ganze Arbeit war ungeheuer reich an Worten und in dem üblichen laudatorischen aufgeblasen. Scharnhorst, der zu jener Zeit gerade außerordentlich überanstrengt war, war gegen Ende des Vorlesens schlieflich eingeschlafen von diesem ewigen Wortgellingel. Endlich war Ancillon am Ende. Da meinte Gneisenau trocken: „Ich stimme für die Arbeit des Herrn Geheimen Legationsrates. Sie wird unsere Feinde einschläfern.“ Selbstverständlich erblickte diese Proklamation nicht das Licht des Tages, sondern blieb, wie sie es verdient hatte, Entwurf.

Der Weg zum Herzen des Mannes. Daß er noch heute wenigstens zuweilen „durch den Magen geht“, wie das Sprichwort behauptet, dafür hat der vor einigen Jahren verstorbenen mailändische Herzog Cicuino einen deutlichen Beweis geliefert. Dieser Herr war nicht mehr jung, aber noch unbewehrt, als er in den italienischen Zeitungen ein Preisanschreiben veröffentlichte, laut welchem er sich selbst als Belohnung derjenigen Schönen aussetzte, die ihm seine Lieblingspeise, Makkaroni, ganz nach seinem Geschmack zu bereiten verstände. Dies Anjerat oder vielmehr der Herzog als Siegespreis „zog“. — 128 Damen aus den verschiedensten Ständen bewarben sich um die Ehre, dem feindwiderischen Herzoge zu Diensten stehen zu dürfen. Der geruchte auch, alle 128, die sich gemeldet hatten, zum Wettbewerb zuzulassen. Nicht alle auf einmal natürlich, sondern je vier an einem Tage kosteten sie ihm mit eigenen Händen die geliebte Makkaronipeise, und der listigste Schlemmer ließ sich die Mühe nicht verdrießen, sich durch alle 128 Probegerichte hindurchzusetzen. Wenigstens aber war all der Aufwand von Fleiß und Ausdauer von Erfolg gekrönt: eine der Preisbekämpferinnen hatte das Glück, seinen Gatten zu befriedigen. Zwar war sie ihrer gesellschaft-

lichen Stellung nach nur eine arme Näherin aus Turin, aber ein frisches Mädchen, und der dankbare Makkaronifreund machte wahr. Er lieferte sich ihr als Siegespreis aus und führte sie als neues Gemahl in das stolze Stammschloß der altadligen Familie, worin sie jetzt als verwitwete Frau Herzogin residiert.

Gemeinnütziges

Gewürzkräuter, die nicht verpflanzt werden, wie z. B. Pfeffer und Portulak, werden im April recht dünn auf besondere Beete und bald ausgedünnt.

Im letzten Drittel des April Grund gelegt zur Erziehung junger Bienen. Wenn da ein Jahr vorbei. Mittel zu reichlicher Anlage sind: Große Stodwände des Brutraumes, eine gute eine erfräglich Stodmutter. Verjagt, muß unbedingt im Winter weiselt werden. Setzt die Tracht so muß spekulativ gefüttert werden auch nur dann. Sonst brauchen sie viel Ruhe zum angeforderten gänge des Brutgeschäftes.

Die sizilianische Haselnuß ist edelung für die Hochstammzucht geeignet. Derartige Stöcke werden durch bedeutende Fruchtbarkeit und Stedlinge von Zuchtsien, usw. sollen nicht zu lang anzu werden. Sie wachsen sicherer in die Länge höchstens 10 cm beträt, res Wellen verlangiamt die Durc-

Sehr heiße und sehr kalte Bäder, wenn der Arzt nichts anderes schreibt, nur einige Sekunden dauer heiß bezeichnet man Bäder, die Temperatur von 37—40 Grad Celsius warme Bäder haben 32—35 Grad Bäder 10—19 Grad.

Nübenkraut einmachen. Weißkraut, Möhren, Kohlrabi, und hoble alles auf einem Weis Dann kocht man alles mit Ahmmal Essig und etwas Zucker. — Wägen Weichlockens schält man rohe reibt sie und gibt sie zuletzt dar und etwas geröstete Zwiebeln werden Geschmack. Wer Speck am nehme Speck, andernfalls Schme-

Loose schuppige Rinde der Obstbäume ist der beste Schilph allerhand Ungeziefer, das von da aus im zeitigen Frühjahr seinen auf den Baum beginnt. Rüssen wir die Zeit bis dahin genügend entfernen alles, was lose am Stamm und Ast hängt. Hierüber noch Kalkanstrich zu streichen, ist ganz verfehlt, denn dann fühlten sich linge nur um so sicherer. Erst die Rinde sauber und dann der



Vorteilhaftes Angebot.

„Frau Nachbar, wollen Sie nicht von der Wurst heute einige Bunde nehmen? Es lohnt sich!“
 „In Sie denn diesmal so gut beraten?“
 „Sie ist wie immer, aber ich habe im Wurstbrot meinen goldenen Vorhemdenknopf verloren, und wer mir den zurückbringt, erhält ein Tugend Andenkenstück mitsonst!“

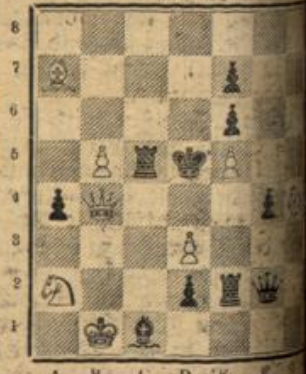
Kreuzrätsel.

A	A	A						
A	A	A						
C	G	C						
E	E	E	E	E	E	E	F	
G	G	G	G	H	H	I	L	
L	L	L	M	M	N	N	R	R
R	R	R	S					
S	S	T						
T	U	U						

Sind die Buchstaben richtig geordnet, so ergeben die leeren Stellen und waagrecht drei Mittelschreiben Wörter von folgender Bedeutung: 1) Die Ständerversammlung eines Reiches, 2) Einen Fischfang, 3) Eine elektrische Ercheinung. Julius Falk.

Problem Nr. 174.

Von R. Rubbel. Schwarz.



Watt in 5 Zügen

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Eibam, Ida. — Des Logarithms: Schaf, Schaf.
 Des Bilderrätsels: Keiner der Menschen lebt so arm, als er geboren

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gebildet am 1900
 gedruckt von Steiner & Pfeiffer in Stuttgart.